

Es schmeckt die Frucht, die Senfe schmeckt
Des Kornes gold'ne Wogen;
Da kommt des Wegs mit raschem Tritt
Der ernste Herbst gezogen.

Es schweigt der Vögelin Lustgefang,
Und still sind Busch und Wälder,
Wie heult so schaurig dumpf und bang
Der Sturm durch Fluß und Felder!

Die Sommerfreude zieht zu Grab,
Umrauscht von Wind und Wetter:
Und bald, so rieseln leis' herab
Die buntgefärbten Blätter.

So auch das Leben! Doch mein Herz,
Nicht zweifeln nicht, noch Sorgen!
Es lächelt auch noch herbem Schmerz
Der Hoffnung goldner Morgen!

Madame Hermet.

Ergählung von Guy de Maupassant.

Die Wahnsinnigen ziehen mich unwiderstehlich an. Diese Leute leben in einem geheimnisvollen Land voll seltsamer Träume, in jenem unbedinglichen Winkel des Irrens, in dem alles, was sie auf Erden gesehen, alles, was sie gethan, für sie in einer eingebildeten Existenz aufs Neue eingibt, die außerhalb aller Gesetze liegt, die die Dinge, das menschliche Denken beherrschen. Sie allein können auf Erden glücklich sein, denn für sie allein existirt die Wirklichkeit nicht.

Ich neige mich gern zu ihrem irrenden Geist, wie man sich über einen Abgrund neigt, in dessen tiefstem Grunde ein unbekannter Strom säumt, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht.

Ein Tages, als ich eines ihrer Anfälle beobachtete, sagte der mich begleitende Arzt zu mir: „Ich werde Ihnen einen interessanten Fall zeigen.“ Mit diesen Worten ließ er eine Jelle öffnen, in der eine noch schöne Frau von ungefähr 40 Jahren in einem großen Sessel saß und aufmerksam ihr Gesicht in einem kleinen Spiegel betrachtete.

Sobald sie uns bemerkte, richtete sie sich auf, ließ nach dem Hintergrunde des Zimmers, um von dort einen auf einem Stuhl liegenden Schleier zu holen, hüllte sich damit sorgfältig das Gesicht ein und kam dann zurück, indem sie mit einem Kopfnicken auf unseren Gruß antwortete.

„Nun?“ fragte der Doktor, „wie fühlen Sie sich heute Morgen?“ Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. „Oh, schlecht, sehr schlecht, mein Herr; die Zeichen treten jeden Tag mehr hervor.“

„Aber nicht doch! Nicht doch!“ versetzte er mit überzeugter Miene; „glauben Sie mir, Sie irren sich.“ Sie näherte sich und flüsterte ihm zu: „Nein; ich weiß es genau. Ich habe heute Morgen zehn Löcher mehr gezählt, drei auf der linken Wange, vier auf der rechten Wange und drei auf der Stirn. Das ist prächtig, prächtig! Ich wage es nicht mehr, mich von jemandem sehen zu lassen, nicht einmal von meinem Sohn, nicht einmal von ihm! Ich bin verloren, ich bin für immer entstellt!“

Sie fiel auf ihren Sessel zurück und begann zu schluchzen. Nun nahm der Arzt einen Stuhl, setzte sich neben sie und sagte mit sanfter, tröstender Stimme: „Nun! zeigen Sie mir das doch! Ich versichere Ihnen, es ist nichts. Mit einer kleinen Operation werde ich alles verschwinden lassen.“

Durch ein Kopfschütteln weigerte sie sich, ohne ein Wort zu sprechen. Er wollte ihren Schleier anrühren, doch sie packte ihn kräftig mit beiden Händen. Wieder begann er, sie zu ermahnen und zu beruhigen.

„Sie wissen doch, daß ich sie jedesmal fortbringe; diese häßlichen Löcher, und daß man sie garnicht mehr bemerkt, wenn ich Sie behandelt habe.“ „Ihnen will ich sie ja zeigen,“ murmelte sie, „aber den Herrn, der Sie begleitet, kenne ich nicht.“

„Das ist ebenfalls ein Arzt, der Sie noch besser behandeln wird, als ich!“ Nun ließ sie sich den Schleier fortnehmen, doch ihre Furcht, ihre Aufregung, ihre Scham, gesehen zu werden, ließen sie bis auf den Hals eröthen. Sie schlug die Augen zu Boden, und stotterte: „Oh, ich lehne entschieden, daß ich mich so sehen lassen muß! Es ist furchtbar, nicht wahr? Es ist furchtbar!“

Ich betrachtete sie überrascht, denn sie hatte garnichts auf dem Gesicht, nicht ein Fleckchen, nicht einen Punkt, weder ein Zeichen, noch eine Narbe. Die Augen noch immer zu Boden schlagend, wandte sie sich nach mir um und sagte: „Als ich meinen Sohn pflegte, habe ich mir diese entsetzliche Krankheit zugezogen, mein Herr; ich habe ihn gereizt, doch ich bin entstellt. Ich habe ihm meine Schönheit

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 30. Okt. 1903 (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 9.

geopfert, meinem armen Kinde! Nun, ich habe meine Pflicht gethan; mein Gewissen ist ruhig. Wenn ich leide, so weiß es nur Gott!“

Der Doktor hätte einen kleinen Maserpinsel aus der Tasche gezogen und sagte: „Lassen Sie mich gewahren, ich werde alles in Ordnung bringen.“

Sie hielt ihre rechte Wange hin, und er fing an, sie mit leichten Strichen zu betupfen, als wenn er kleine Farbpunkte aufsetzte. Das selbe that er bei der linken Wange, beim Kinn und bei der Stirn; dann rief er: „Eben Sie hin, es ist nichts mehr, garnichts!“ Sie nahm den Spiegel, betrachtete sich längere Zeit mit größter Aufmerksamkeit, einer tiefen, gespannten Aufmerksamkeit, mit einer beständigen Anstrengung ihres ganzen Willens, um irgend etwas zu entdecken; dann seufzte sie: „Nein! Man sieht nicht mehr viel; ich bin Ihnen unendlich dankbar.“

Der Arzt hatte sich erhoben. Er grüßte sie, ließ mich hinausgehen und sagte, als sich die Thüre geschlossen hatte: „Hier haben Sie die schreckliche Geschichte dieser Unglücklichen!“

„Sie heißt Madame Hermet und war sehr schön, sehr kolett, sehr geliebt und lebenslustig. Sie gehörte zu jenen Frauen, die nur ihre Schönheit auf der Welt bezogen und die nur der Wunsch, zu gefallen, in der Existenz aufrecht erhält, beherrscht und tröstet. Die beständige Angst um ihre Freisheit, die Sorge um ihr Gesicht, ihre Hände, ihre Zähne, alle Theile ihres Körpers, die sie zeigen konnte, nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.“

Sie blieb als Wittwe mit einem Sohn zurück. Das Kind wurde erzogen wie alle Kinder stark umworbener Weltmänner. Dennoch liebte sie es.

Er wuchs auf, und sie alterte. Ob sie die verhängnisvolle Kräfte herannahen sah? Das weiß ich nicht! Hat sie, wie so viele andere, jeden Morgen stunden- und stundenlang die ein- und die andere Seite des Gesichts ein und am dann zurück, indem sie mit einem Kopfnicken auf unseren Gruß antwortete.

Hat sie sich zehn, zwanzigmal an einem Tag eingeschlossen, indem sie ohne Grund den Salon verließ, in dem die Freunde plaudern, um in ihr Zimmer hinaufzugehen und, von Schlössern und Riegeln beschützt, wieder einmal das Zerstörungswort des reifen, langsam wellenden Fleisches zu beobachten, und mit tiefer Verzweiflung den langsamen Fortschritt des Lebens zu konstatieren, das noch niemand zu sehen scheint, das sie aber ganz genau kennt? Sie weiß, wo die beständigen Angriffe, die tiefsten Wisse des Alters vorherrschen. Und der Spiegel, der kleine runde Spiegel in dem zitternden silbernen Rahmen sagt ihr abschreckende Dinge, denn er spricht, er scheint zu lachen, er spottet und stündig ihr alles Kommen an, alles Gehen ihres Körpers, die gräßliche Marter ihres Dentens bis zum Tage ihres Todes, der gleichzeitig der Tag ihrer Erlösung sein wird.

Sicherlich hatte sie alle diese Qualen durchlebt — denn es ereignete sich folgendes: Eines Tages — sie zählte damals 37 Jahre — wurde ihr Sohn, der 15 Jahre alt war, krank.

Er hüete das Bett, ohne daß man noch bestimmen konnte, woher seine Krankheit stammte und wie der Charakter derselben war. Ein alter Mann, sein Hauslehrer, wachte bei ihm und verließ ihn fast nie, während Madame Hermet sich Morgens und Abends nach ihm erkundigte.

Sie blieb einige Minuten im Zimmer, betrachtete die Medicinflaschen, machte mit den Lippen: „Puh!“ rief dann plötzlich: „Ach, ich habe etwas sehr Dringliches vergessen!“ und entschloß, indem sie einen feinen Toilettengeruch hinter sich zurückließ; Abends erschien sie noch eiliger, denn sie hatte gerade noch Zeit zu fragen: „Nun, was hat der Arzt gesagt?“

„Er hat sich noch kein Urtheil gebildet, Madame,“ erwiderte der Hauslehrer. Eines Abends aber versetzte der Lehrer: „Madame, Ihr Sohn leidet an den Pocken.“

Sie stieß einen Aufschrei aus und entfloh. Am nächsten Morgen ließ sie sich schon bei Tagesanbruch erkundigen, doch der Zustand hatte sich nicht gebessert, und sie verbrachte den ganzen Tag in ihrem Zimmer, in dem kleine, starke Geräusche verbreitende Kohlenbecken dampften. Ihre Nase behauptete außerdem, man hätte sie den ganzen Tag süßen hören.

der Hauslehrer mit ernstem und blasphemem Gesicht in ihr Zimmer und sagte, ohne den Stuhl zu nehmen, den sie ihm bot: „Madame, Ihr Sohn ist sehr krank und wünscht Sie zu sehen.“

Sie warf sich auf die Kniee und rief: „Oh, mein Gott, mein Gott! Wie werde ich das wagen! Mein Gott, mein Gott, hilf mir!“

„Der Arzt hat nur noch wenig Hoffnung, Madame,“ fuhr der Lehrer fort, „und George erwartet Sie!“

Zwei Stunden später trat der Lehrer, als der junge Mann, der sein Ende naher fühlte, von neuem nach seiner Mutter verlangte, wieder in ihr Zimmer und fand sie noch immer auf den Knieen, wie sie weinend wiederholte: „Ich kann nicht! Ich kann nicht! Ich habe zu große Furcht; ich kann nicht!“

Er versuchte, ihr Muth einzusprechen und sie fortzuziehen; es gelang ihm nicht; er versetzte sie nur in einen Nervenanfall, der ziemlich lange dauerte und in dem sie ein lautes Angstgeschrei ausstieß.

Der junge Mann lag im Todeskampf. Als er sah, daß seine letzte Stunde gekommen war, flüchtete er, man möchte seine Mutter veranlassen, ihm Lebenswohl zu sagen. Mit einer Ahnung, die die Sterbenden zuweilen überkommt, hatte er alles verstanden, alles errathen und sagte: „Wenn sie nicht das Zimmer zu betreten wagt, so bitten Sie sie wenigstens, durch den Balkon bis zu meinem Zimmer zu kommen, damit ich sie doch sehen kann, damit ich mit einem Blicke Lebenswohl sagen kann, da ich sie ja nicht umarmen darf.“

Der Arzt und der Lehrer traten wieder zu der rau Frau zurück. „Sie sehen sich keiner Gefahr aus,“ behaupteten sie, „denn es befindet sich ja doch eine Fensterscheibe zwischen Ihnen und ihm.“

Sie willigte ein, bedeckte sich den Kopf, nahm ein Häfchen mit Salzen, ging drei Schritte auf den Balkon, dann verbarst sie plötzlich im Gesicht in den Händen und stöhnte: „Nein! nein... ich werde nie wagen, ihn anzusehen... nie... ich schäme mich zu sehr! Ich habe zu große Furcht!... Nein, ich kann nicht!“

Man wollte sie hinschleppen, doch sie hielt sich mit beiden Händen an der Balkonbrüstung fest und stieß ein so lautes Geschrei aus, daß die Straßenspassanten den Kopf erhoben. Und der Sterbende wartete; die Augen auf das Fenster richtend, wartete er, um zu sterben, auf das sanfte, geliebte Gesicht, auf das geheiligte Antlitz der Mutter, das er noch ein letztes Mal sehen wollte.

Er wartete lange, und die Nacht brach herein. Dann drehte er sich nach der Wand um und sprach kein Wort mehr. Als der Tag anbrach, war er todt. Am nächsten Morgen war sie wahnsinnig.

Warum der Hofbauer Ja sagte.

Stizze von Marga von Benh.

Anna Hofer nähte mit langsamen Bewegungen an einem Tischchen. Es war keines Leinen und zeigte ein hübsches Muster, aber in das Blättergeranke desselben fiel hin und wieder eine Loräne.

Die Ann war nicht allein neben ihr sah ihre beste Freundin, noch von der Schule her. Sie hatte den Arm um Anna's Schultern gelegt und schien ebenso traurig wie diese. „Hier kann nur noch der liebe Gott helfen,“ sagte sie nach einer Weile, „ich bet' allerlei für Euch, für Dich und den Hans.“

Anna antwortete nicht — sie ließ die Arbeit sinken und starrte geradaus. „Aman soll denn nun eigentlich die Hochzeit sein?“ fragte Lieschen Müllers. „Ich weiß net, wie lang se mir noch Zeit lassen — es ist mir auch ganz einerlei jezt.“

„Der Hans läßt Dir sagen,“ flüsterte Lieschen, „Du sollst Dir a Herz fassen und rund heraus erklär'n, daß Du den Krauze net magst, um dann sollst Du auf unseren Hans warten.“ In Anna's blaßes Gesicht war ein feines Roth gestiegen. „Sag' dem Hans, daß ich 'n tausendmal grüßen laß' und daß ich nicht auf 'n vergeßen war' — aber — aber — ich kann mich nimmer wehr'n — Ihr kennt den Vater nicht.“ Und dann setzte sie leidenschaftlich hinzu: „Ich muß ja thun, was er will, das war ja immer schon so — mei arm's Mutterle hat ja auch niemalen an Willen g'habt.“ Sie sprang plötzlich auf und achtete nicht darauf, daß die Näherer zu Boden fiel.

Sie schluchzte laut und lief dabei in dem niedrigen kleinen Stübchen hin und her.

Da sah sie plötzlich eine Gestalt an den Fenstern vorbeiziehen.

„Der Vater!“ sagte sie erschreckt, und nach wenigen Minuten stand der Hofbauer in der Stube. Groß und knochig von Figur — das Gesicht von einem tothen Bart umrahmt — in den Augen hatte er einen finstern, gefährlichen Ausdruck. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er maßlos bestig sein konnte und daß er seinen Willen unter allen Umständen durchzusetzen gewohnt war.

Er schien von Louise Müllers Anwesenheit nicht sehr erfreut zu sein und er verbarst dies auch keinen Augenblick. Mißtrauisch blickten seine Augen in dem Krauze umher, als suche er noch Jemand.

Louise Müllers ging — nun konnte sie doch nichts mehr ausrichten. Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, zeigte der Bauer mit seiner Pfeife, die er nie ausgehen ließ, über die Achsel und fragte: „Was wollt denn die hier?“

„Nichts,“

Mürrisch brummte er etwas vor sich hin von ausspionieren und dergleichen. Das war gerade so eine, die ihm im letzten Augenblick noch alles verderben konnte.

„Ist ja alles Unsinn mit der dummen Mutter Lieblichkeit. Ich und Deine Mutter waren auch nicht wie die Turkeltauben und sind doch glücklich geworden.“

Darauf legte er sich lang auf das große Sopha und schloß die Augen. Anna lächelte spöttlich.

Er mochte auf seine Art glücklich geworden sein, aber die Mutter — Anna sah jezt am Ofen und spaltete Holz. Es trachtete und knatterte unter ihren kräftigen Schlägen.

Dabei sah sie zu dem Schäfer hinüber mit feindseligen Blicken. Das war nun ihr Vater, der sein einziges Kind an einen reichen Mann verkauft, der nichts danach fragte, ob sie unglücklich werden würde. — Mit der Liebe zu einem anderen im Herzen zwang er sie, vor den Altar zu treten. Der Vater stand ihrem Glück im Wege — er allein — es kam ihr plötzlich der Gedanke, daß sie vor sich selbst erschrickt und das Messer mit einem jähen Ruck in ihre Hand fuhr, einen tiefen Riß in das Fleisch zeichnend. Sie achtete gar nicht darauf, daß die Wunde stark blutete, sie faltete die Hände und blidte verzweiflungsvoll nach oben:

„Mein Gott, mein Gott, hilf mir! Ich werd' auch noch schlecht, lauter sündige Gedanken kommen über mich.“

Dann dachte sie an Hans Müllers, ihre Liebe. Sie sah ihn vor sich stehen mit seinem frischen ehelichen Gesicht — sie hörte ihn bitten und drängen, alles zu wagen und ihm treu zu bleiben. Sie fing wieder zu weinen an — bestig und laut — es schüttelte sie am ganzen Körper. „Ich kann's nicht — ich kann's nicht — ich sag's dem Vater — und wenn er mich heute noch aus dem Hause jagt.“

Sie hatte sich das schon wer weiß wie oft vorgenommen — aber wenn sie dann seine bösen Augen sah, brachte sie kein Wort heraus. Der Bauer wachte plötzlich auf. Als er seine Tochter weinen hörte, starrte ihm die Fornesaber. Sein ohnehin rothes Gesicht nahm eine bläuliche Färbung an.

„Verfluchtes Geheule! Jezt hab' ich's aber satt!“ Er nahm das Küchenmesser, das Anna nach dem Gebrauch auf den Tisch gelegt hatte, und schlug vor Wuth auf das weißgescheuerte Holz. „So eine Gans, dumme, extradumme von einem Wädel! Denkt wohl gar, ich würd' mich von ihren verfliebenen Klauen —“

Anna gab sich einen Ruck. Jezt oder nie! Sie sah aber an dem Manne vorbei zum Fenster hinaus, um leichter sprechen zu können. „Vater, Ihr könnt mit mir machen, was Ihr wollt, und wenn Ihr mich davonjagt oder todtschlagt, aber den Krauze-Lauer heirath' ich nicht. Niemals! Kein Mensch kann mich zwingen, daß ich als a unglückliches Weib bei dem Krauze meinem Geb' Waache halten soll.“

Der Bauer war außer sich. Er zitterte vor Erregung am ganzen Leibe, und seiner Sinne nicht mehr mächtig, nahm er das Messer und warf es nach seiner Tochter. Es streifte die verwundete Hand und blieb dann in der Diele steden. Von der Verletzung fing die Wunde wieder härter an zu bluten, und Anna kam blighell ein Gedanke. „Lieber Gott, verzeih mir's!“ betete sie noch schnell, dann hielt sie dem plötzlich ganz nüchternen Bauern die Hand hin: „So Vater — nun ist's gar so weit

komm'n, daß Ihr habt zum Mörder werden woll'n an Eurem eigen Fleisich und Blut.“

Und mit unheimlicher Ruhe fuhr sie fort, indem sie die Hand absichtlich nach unten hielt: „Bin neugierig, was das Gericht dazu sagen wird.“

Das Gericht, das war das einzige, wovor der Mann, der jezt zitternd und bleich am Tisch lehnte, eine unbändige Angst hatte. Alles in der Welt — nur mit dem Gericht wollte er nichts zu thun haben.

Anna langte nach ihrem Kopftuch und wandte sich zur Thür. „Bart' nur a bissel, Anna, nur a bissel noch. Es wird doch nicht gleich so schlimm sein.“

„Das ist mir ganz egal, Vater, ob's schlimm is oder nicht — das war ja nich' Euer Wille, daß das Messer mich nur streifen sollt', das wissen die Herren vom Gericht auch ganz genau.“

Dem Bauer war zu Muth, als ob er plötzlich aus einer unermeßlichen Höhe herabgestürzt sei. Vater und Tochter hatten die Rollen getauscht. Der Anblick des Blutes hatte den Mann umgewandelt; er war plötzlich zahm und klein und dabei voll innerlicher Freude, daß es nicht schlimmer gekommen war.

Jezt galt es vor allen Dingen, der Tochter die Sache mit dem Gericht auszurehen. Er that dies so ungeschickt, daß Anna bei jedem Wort seine große Angst herausmerkte. Sie trat dicht an den Tisch, die verwundete Hand ja haltend, daß der grellrothe Streifen dem Vater immer sichtbar blieb. Und es war merkwürdig. Er konnte auch seinen Blick davon nicht abwenden, es ging wie ein Zauber von diesem unheiligen Streifen aus, der ihn bannete. Und in diesem Banne war er wie ein Kind, das die wohlverdienten Prügel fürdirt.

Anna's Augen dagegen glänzten vor Siegesfreude und Glück. „Gut, Vater,“ sagte sie jezt, „ich sage keinem Menschen außer der Mutter, daß Ihr mit dem Messer nach mir geworfen habt, niemals, ich schwöre es Euch; und nun schwört auch mir, daß Ihr Euern Segen gebt zur Hochzeit mit dem Hans.“ Jezt war's heraus. Anna hielt ihm die Hand recht sichtbarlich unter die Nase und der Bauer schlug ein. Nun sah sich Vater und Tochter am Tische gegenüber und feilschten und handelten um ihr Lebensglück.

Es war am späten Abend. Anna war schon in ihrer Kammer, und hier sah auch Anna's Mutter, — eine ernste, stille Frau mit grauem Haar. „Kindel, wie freu' ich mich, daß der Vater sich hat erbarmt.“

„Anna nicht glücklich. „Und nu, Mutterle, bel' für mich — bel', daß mir der liebe Gott vergiebt, daß ich heut' gelogen hab'!“

Es war ganz dunkel in der Kammer — nur das Mondlicht fluthete breit herein. Anna war neben ihre Mutter zum Fenster getreten und sah mit ihr hinaus in die stille, traumhafte Schönheit der Nacht.

„Und wie er gejauchzt hat, der Hans, als ich's ihm gesagt hab', und wie er mich angeschaut, und wie sie alle sich getreut haben bei Müllers — ach, Mutterle — ich hab' wieder weinen müssen, aber diesmal vor Glück.“

Dann flog wieder ein Schatten über ihr Gesicht. „Bel' nur, Mutterle, bel' für mich. Das ist das einzige, daß ich nicht weiß, ob mir der liebe Gott vergeben wird.“

Die Hände der Frauen falteten sich. „Ich bil' Dich, vergiebt!“ flüsterte Anna. Da löste sich vom Himmel ein Stern und flog immer tiefer und tiefer, bis sein glänzender Schein im tiefen Dunkel verschwunden war.

Anekdoten von Lord Salisbury.

Wenige hervorragende Engländer haben einen solchen Reichthum an Material zu Anekdoten geliefert wie Lord Salisbury, und manche dieser Geschichten werfen vielleicht mehr Licht auf seinen Charakter als lange Biographien. In seiner Kleidung war Lord Salisbury immer sehr nachlässig, da sein Geist stets von Staatsgeschäften in Anspruch genommen war. An einem Levertag war der Premier bis zum letzten Augenblick stark beschäftigt. Er stürzte nach Hause und nahm aus einem großen Bündel Uniformen, was ihm gerade zuerit in die Hände geriet, so daß er schließlich einen Rock der Eiderbrethern of Trinity House, das Beinkleid eines Bisgouverneurs und den Hut der königlichen Schützen anthat. Dazu trug er das Schwerdt und den Hofenband-Orden auf der falschen Seite, und die Weste, die aus einer Zeit stammte, wo er noch weniger stark war, ließ zwischen sich und den Beinkleidern einen „lichten Augenblick“, wie es einst von einem anderen berühmten

Parlamentarier hieß... Die erste Zeit seiner Laufbahn verbrachte Salisbury in ziemlich beschränkten Verhältnissen, und er verdiente seinen Lebensunterhalt zum Theil durch journalistische Thätigkeit. Eine Zeitlang theilte er mit dem Kriegstörredner Charles Williams die Wohnung. Solange sie in demselben Zimmer wohnten, ließen sie sich Abends Bier holen und bezahlten abwechselnd, um einander Gastfreundschaft zu erweisen. Später lächelte Salisbury das Glück. Er wurde Marquis und Premier, und Williams, der gewöhnlich fern von London weilte, sah ihn jahrelang nicht. Da Salisbury als stolz und exclusiv galt, glaubte Williams, sein alter Kollege hätte ihn ganz vergessen. Aber als er eines Abends im Foyer des Oberhauses war, kam Salisbury mit ausgestreckter Hand auf ihn zu und sagte: „Wie ist das überrigens, Williams, wer muß heute das Bier zum besten geben?“

Auch der weltberühmte Johann Sebastian Bach.

hat seine Geschichte. Die beste Sorte, der sogenannte „Kabinettswein“, der nur in höchste und allerhöchste Keller fließt, verdankt diese nur einem merkwürdigen Zufall — der Vergeßlichkeit eines geistlichen Herrn. Unter Umständen bringt auch ein kleiner Fehler Segen. Dieser vergeßliche Herr war ein Fürstbal von Fulda (1716 war der Johannsbier, der früher den Benediktinern gehörte, an die Fürstbälle von Fulda gefallen), und in Anbetracht der weiten Entfernung, aus der nun der lobbare Weinberg regiert wurde, ist es eigentlich verzeihlich, daß der neue Herrscher einmal vergaß, den Befehl zur Weinlese zu geben. Auf dem Johannsbier warteten sie und warteten sie, aber der Befehl kam nicht, und endlich, als die Noth am höchsten war, wurde Volkshaus nach Fulda gesendet. Nun kam natürlich die Antwort: „Macht so schnell als möglich!“ aber es zeigte sich, daß die Beeren nun schon angefault waren, jedoch die Gemüther neue Sorgen ergriff. Um so angenehmer war dann die Enttäuschung, als gerade dieser Vergeßlichkeit Jahrgang von außergewöhnlicher Güte war. Infolge dessen kam nun der Auftrag, jezt so spät als möglich Ernte zu halten und auch dann noch die bloß gewöhnlich reifen Beeren von den überreifen zu sondern. Der aus den letzteren gewonnene Wein aber, die allerhöchste Sorte, erhielt den Namen Kabinettswein.

Wie deutsche Lehrer geehrt werden.

Zwei Tragikomödien aus dem Lehrerberleben, die nach der „Spann. Corresp.“ in der Provinz Brandenburg vorgekommen sind, verdienen der Nachwelt überliefert zu werden. Die eine ereignete sich schon vor einigen Jahren. In einer Dörgeimende hatte der Lehrer ein halbes Leben lang mit Liebe und Treue an dem schweren Werk der Kindererziehung gearbeitet und sich dabei nicht nur der Anerkennung seiner Behörden, sondern auch der Liebe seiner Gemeinde erfreut. Als er starb, erhielt seine Wittve, wie üblich, die damals recht schmale Pension. Die Noth der armen Frau ging den Gemeindegliedern zu Herzen; man beschloß, ihr einen Zoll der Dankbarkeit für das treue Wirken ihres Mannes zu ertheilen. Es wurde denn in der Gemeindefassung folgender Beschluß gefaßt: „In Anerkennung der langjährigen treuen Dienste, die der verstorbene Lehrer unserer Gemeinde geleistet hat, wird seiner Wittve für ihre fernere Lebenszeit ein — freier Sitz im hinteren Theile des Kirchschiffes (unter dem Thurm) gewährt!“ Die zweite Geschichte hat sich vor Kurzem in einem Filialkirchhof zgetragen, wo dem Lehrer die Aufgabe obliegt, die Verwaltung des Friedhofs, insbesondere das Anweihen der Grabstellen unentgeltlich zu besorgen. Als er für diese Dienstleistung jüngst die Gewährung einer kleinen Entschädigung beantragte, beschloß der Kirchentrat: „Dem Lehrer und seiner Frau werden für seine Thätigkeit auf dem Kirchhof der Gemeinde je eine — freie Grabstelle gewährt!“ Es gibt doch noch Dankbarkeit auf Erden.

Rein Seirathsvermittler.

Heirathsvermittler (zeigt dem Kunden verschiedene Photographien von ziemlich häßlichen, aber reichen Frauen). Kunde: „Na, na, etwas Besseres kann ich mir schon leisten.“

Booshaft.

„Ich huldige in letzter Zeit fleißig dem Reispfort.“ „Na, Ihr Pferd habe ich schon mehrmals gesehen.“

Witze.

(Frei nach Goethe). Gegen große Borzüge eines Anderen giebt es kein Rettungsmittel — als das Bewußtsein, einen großen Geldsack zu haben.

Frech.

Richter: „Ich verheße nicht, wie Sie diesen gutmüthigen Menschen so über's Ohr hauen konnten!“ Gauner: „Na, probiren Sie's doch einmal bei 'nem Geriffeneren!“

Romanblüthe.

„Nein, nein!“ machte sie die Thüre zu. — „Doch aber vielleicht —“ öffnete sie dieselbe gögernd wieder. — „Doch nein und außerdem nein!“ schlug sie sie endgiltig zu.